

Die Venus-Entführung

Von Manfred Seeß

Prolog

Am Anfang ist die Ungewissheit am größten. Doch jeder gute Anfang gründet auf einer Herausforderung.

Die ersten Schritte führen ihn durch die Dunkelheit. Diese birgt Gefahr. Sie löscht das Rundherum. Und macht das Gute und das Nützliche unsichtbar.

Doch die Dunkelheit bietet auch Schutz. Sie verhindert, dass man ihn entdeckt. Und lässt auch das Erschreckende und das Liederliche verschwinden.

Sie ist ihm Feind und Freund zugleich.

Der Strahl seiner Stirnlampe streicht über den glatten Boden. Der Eindringling folgt dem Lichtkreis. Vorsichtig setzt er einen Fuß vor den anderen.

Bei manchen Schritten werden seine Schuhe im Licht der Stirnlampe sichtbar.

Schwarze Laufschuhe.

Sind zu sehen.

Verschwinden wieder.

Sind wieder zu sehen.

Verschwinden wieder.

Nichts Hinderliches, nichts Überraschendes soll im Lichtkreis auftauchen. Und wenn doch blieben ihm nur Momente, vielleicht nur Bruchteile von Sekunden, um zu reagieren.

Es ist nichts zu hören. Er hat keine Anhaltspunkte. Dunkle Tiefe.

Die Stirnlampe leuchtet direkt vor ihn hin. Grob gesprenkelter Marmor. Schön eigentlich. Er dreht den Kopf einmal kurz nach rechts. Nur kurz. Das hätte er besser bleiben lassen sollen.

Denn dort ist etwas.

Hat es sich bewegt? Gibt's doch nicht. Hoffentlich nicht.

Er bleibt abrupt stehen. Weiß nicht genau, wie weit er schon gekommen ist, sieht immer nur den Punkt, den der Strahl der Stirnlampe gerade erfasst.

Den Kopf erneut in diese Richtung drehen. Aber langsam. Die Stirnlampe als Suchscheinwerfer. Der Lichtkreis soll dorthin zurückfinden, wo er gerade war.

Dort!

Schlangen, Echsen, Salamander. Und Drachen. Kleine, geflügelte Drachen. Ineinander verwobene Fabelwesen.

Schaurig.

Aber leblos.

Es ist nur ein Teppich. Ein abgetretener Teppich mit einem solchen Muster. Diesen hat er sich, Stunden zuvor, nicht eingepägt, weil er abseits des Pfades liegt.

Weiter Vorrücken. Möglichst lautlos. Jetzt ist nicht die Zeit, um auf Trugbilder hereinzufallen. Kurs halten, dabei mit scharfen Sinnen die Weite der Umgebung aufnehmen.

Die Kriechtiere bleiben in der Finsternis zurück.

Bald wird das Ende des Raumes da sein. Es kommt auf ihn zu. Der ungebetene Besucher will nicht erschrecken, wenn sich plötzlich die Wand vor ihm auftut. Er will nicht . . .

Stopp.

Der Suchscheinwerfer hat etwas erfasst.

Schwarze Quader tauchen auf.

Aufgereiht stehen sie an der Längswand des Raumes, dessen Höhe im Dunklen verborgen bleibt. Der Lichtkegel huscht über sie hinweg. Und stellt dar, was sie sind: alte Holztruhen.

Der Eindringling schleicht zu einer seitlich in der hinteren Reihe stehenden Truhe. Hier schaltet er die Stirnlampe aus. Nichts soll auf seinen Standort hinweisen. Da soll nur Schwärze sein.

Mitgebracht hat er eine Haltevorrichtung aus Kunststoff. Diese ist zusammengelegt. Und wird nun mit geübten Handgriffen aufgeklappt. Ein stabiles Rechteck entsteht. Ein Rahmen.

Hände in schwarzen Lederhandschuhen betasten vorsichtig den eisenbeschlagenen Deckel der Truhe. Heben ihn an. Der Deckel wird behutsam um die Scharnierachse gedreht. Bis zum Anschlag. Ein leises Knarren lässt sich nicht unterdrücken. Hat das jemand gehört?

Die Hände halten inne. Die Truhe steht nun geöffnet in der Dunkelheit. Es riecht nach Holz.

Achtsam, aber beherzt greift er ins fremde Innere des tiefen Behältnisses. Wie Fühler schieben sich Lederhandschuhfinger langsam nach unten. Immer weiter nach unten. Nichts

als Leere ist zu spüren. Mit jedem Zentimeter steigt die Anspannung. Das ungewisse Hinabsinken vermittelt das Gefühl eine zähflüssige Masse zu durchdringen. Bis zum ersten Kontakt.

Seine Hände suchen Anhaltspunkte. Es fühlt sich solide an. Er greift zu.

Vorsicht beim Herausheben! Ganz langsam nach oben.

Abstellen.

Stirnlampe einschalten.

Da ist es.

Das ist es.

Ein Ölgemälde.

Ein Ölgemälde in einem rohen Holzrahmen, auf dem eine handschriftliche Notiz auszumachen ist. „60 x 97“. Größenangaben. Das Bild ist 60 Zentimeter hoch und 97 Zentimeter breit.

Der Stirnlampenmann macht das Gemälde in der Haltevorrichtung fest. Das hat er in den Tagen davor mit Requisiten geübt. Auch mit verbundenen Augen.

Er greift nach seiner Armbrust. Die trägt er am Rücken. Nun versetzt er sie vor die Brust. Statt der Waffe wird das rechteckige Paket geschultert. Alle Bewegungen sind einstudiert.

Was jetzt kommt, wird schwieriger.

Phase zwei.

Kurs auf die versperrte Flügeltür nehmen. Die kürzeste Verbindung führt schräg über den glatten Marmor, vorbei an dem alten Teppich. Dessen Kreaturen halten respektvoll still.

Jetzt steht der Armbrustträger vor der Flügeltür. Er muss das Schloss knacken. Zwei Picksets hat er dafür dabei.

Gleich der erste Pick fühlt sich gut an. Während er das Türschloss bearbeitet, fühlt er Schweißtröpfchen auf seiner Stirn und zwischen Mund und Nase. Er leckt die winzigen, salzigen Perlen um die Lippen herum ab. Dabei streicht seine Zunge unwillkürlich über die Innenseite der schwarzen Gesichtsmaske.

Das Schloss widersteht dem Pick nur ein paar Sekunden.

Die Tür springt auf, begleitet von einem metallischen Klicken. Für den schwarz Maskierten ist es ein metallisches Dröhnen. Er erschreckt. Ein instinktiver Griff zur Armbrust. Heftiges Herzklopfen. Ihm ist, als würde das Pochen durch das ganze Gebäude hallen. Er zwingt sich,

ruhig zu atmen. Noch kein Alarm. Zumindest kein hörbarer. Sollte stiller Alarm ausgelöst worden sein, würde er dies sehr bald bemerken. Dann aber wäre es zu spät.

Er verlässt nun den Ort, an dem er seine ersten Schritte durch die Dunkelheit gewagt hat - den Ort, der als Kunstdepot genützt wird und an die Ausstellungssäle I und XVI grenzt.

Der neue Raum, den die schwarze Gestalt jetzt betritt, dient einem ausrangierten Schreibtisch und Dutzenden ungeordnet herumstehenden rotgepolsterten, golden lackierten Holzstühlen als Abstellfläche. Er grenzt ebenfalls an zwei Ausstellungssäle. Auch an die Nummer XVI und an die Nummer XVIII. In den Sälen ist die Notbeleuchtung eingeschaltet. Ihr schwacher Schein kriecht durch die Türschlitze.

Es ist 2.36 Uhr.

Gut neun Stunden vorher, später Nachmittag. Ein Arbeiter mit einem großen, dunkelgrauen Plastikmüllsack tritt lustlos durch die Gänge. Niemand fragt ihn, warum er hier sei, was es denn zu tun gebe. Er sucht das Depot mit den alten Holztruhen auf.

Niemand da. Aber es könnte jederzeit jemand kommen. Versteckt hinter einem hohen Metallregal, in dem verschlissene Folianten, Quart- und Oktavbände zu finden sind, wartet der Mann auf das Schließen des Museums.

Als es so weit ist, hilft ihm seine Handwerkerkluft nicht mehr. Niemand darf zu dieser Stunde noch hier sein. Auch kein Arbeiter. Und schon gar nicht jemand, der sich als Arbeiter verkleidet hat.

Draußen in den Ausstellungssälen werden die Bewegungsmelder aktiviert.

Für ihn, hier herinnen, beginnt der Countdown.

Ablegen der alten, zu großen, dunkelblauen Arbeitsjacke, der Arbeitshose und der abgenutzten, schwarzen Schirmkappe. Darunter trägt der Mann einen schwarzen Overall und einen Gürtel, an dem man einiges befestigen kann.

Zusammenlegen der Kleidungsstücke. Dies geschieht auf mehrfach geprobte Art. Die so entstehenden flachen Stoffpäckchen werden in den eigens aufgenähten Seitentaschen des Overalls verstaut.

Eine schwarze Maske, schwarze Handschuhe und eine Stirnlampe werden den Brusttaschen des Overalls entnommen.

Der Eindringling zieht die Maske über den Kopf und die Handschuhe an. Holt eine Armbrust, Bolzen, die kompakt zusammengelegte Haltevorrichtung, zwei Wurfhaken und zwei

sorgfältig aufgewickelte Seile aus dem mitgebrachten Plastikmüllsack. Legt diesen ordentlich zusammen, lässt ihn ebenfalls in einer aufgenähten Tasche des schwarzen Einteilers verschwinden und legt sich dann rücklings auf den Boden. Er versucht zu hören, ob jemand in der Nähe ist. Doch es ist still. Ganz still.

Warten.

Langes Warten. Bis die Nacht am tiefsten war. Solange bis selbst eingefleischte Nachtmenschen schlafen.

Das bewusste Atmen in den Bauch, hilft ihm allmählich einen Schwebestand zwischen Wachen und Ruhen zu finden.

Einatmen . . . Ausatmen . . .

In den Rückenteil seines schwarzen Overalls ist eine dämpfende Gummischicht eingearbeitet. Sie speichert die Körperwärme und erleichtert das Liegen auf dem harten Steinboden.

Ruhig liegen. Dicht daneben: die Armbrust. Sie ist abschussbereit. Sieht aus wie ein Rieseninsekt in Lauerstellung.

Aus dem Einatmen . . . Ausatmen . . . wird Quadratatmung. Wie sie auch Apnoetaucher praktizieren.

Sechs Sekunden einatmen durch die Nase.

Sechs Sekunden Luft anhalten.

Sechs Sekunden ausatmen durch den Mund.

Sechs Sekunden halten.

Und wieder von vorne, die vier Seiten des Quadrats.

Wie in Trance liegt er da – der Handwerker, der keiner ist. Wird eins mit seiner Umgebung.

Versunkenes Ausharren. Er kann die Zeit nicht überlisten. Aber gestalten.

Seine geistige Anderswelt besteht nun aus der Besteigung eines Berges. Die Tour dauert stundenlang. Es gibt einen Steig. Schroffe Felswände flankieren ihn. Einen anderen Weg nach oben gibt es nicht. Nur diesen Steig. Die Gipfelroute hat nichts zu verschenken. Sie duldet keine Nachlässigkeit. Lässt sich nicht abkürzen. Man muss sie gehen. Meter für Meter. Entweder man tut das. Oder man lässt es. Er besteigt diesen Berg. Eine Etappe nach der anderen. Als er oben ankommt, ist die Zeit abgelaufen.

2.30 Uhr. Nächtlicher Totpunkt. Nichts regt sich.

Der Liegende öffnet die Augen. Sekunden später richtet er den Oberkörper auf. Die Arme belässt er dabei seitlich angelegt. Es sieht unheimlich aus. Als ob eine Mumie zum Leben erwacht.

Vorsichtig steht er auf, schultert die Armbrust, bringt die Haltevorrichtung vor der Brust an, befestigt Wurfhaken und Seile am Gürtel, setzt seine Stirnlampe auf und schaltet sie ein.

Jetzt setzt er den ersten Schritt.

Seine Arbeit in dem Raum mit den Holztruhen wird er in fünf Minuten und fünf Sekunden erledigt haben.

2.36 Uhr. Der Maskierte mit dem Ölgemälde am Rücken lässt die soeben geknackte Türe geöffnet zurück. Auch die Truhe hat er offengelassen. Nur keine überflüssigen Geräusche. Losgehen. Vorsicht auf die vielen rotgoldenen Stühle. Immer wieder taucht ein neuer im Strahl der Stirnlampe auf. Nur keinen umstoßen. Das Krachen eines auf den Marmorboden fallenden Stuhls würde das Ende bedeuten.

Weiterschleichen. Zickzackkurs nehmen. Balance und Muskelspannung halten. Nicht wanken. Nicht wackeln. Keinen unsicheren Schritt setzen.

Jetzt noch in einen der angrenzenden Ausstellungssäle vorzudringen und ein Bild von der Wand zu nehmen wäre einfach, verlockend einfach.

In Saal I würde sich zum Beispiel ein rundes, hölzernes Tafelbild mit rechteckiger Basis anbieten: Das Jüngste Gericht, Tempera auf Holz, 12. Jahrhundert. Da sieht man Engel, die apokalyptische Trompeten blasen, um Tote zum Leben zu erwecken.

In Saal XVI sticht das Werk „Adam und Eva“ hervor. Adam und Eva, umgeben von mehr als 200 nach der Natur gemalten Tieren, Öl auf Leinwand, 19. Jahrhundert.

Saal XVIII enthält Ikonen aus dem 15. und 16. Jahrhundert, von denen eine den Heiligen Nikolaus in prächtigem Ornat zeigt und in rotgoldenen Bildern aus dessen Leben erzählt.

Tagsüber pilgern Heerscharen von Besuchern durch die 18 Säle. Es hat Jahrhunderte gedauert, die Sammlung zusammenzutragen. Mehr als 460 Bilder.

Würde er auch nur einen Fuß in einen der Ausstellungssäle setzen, würde er geradewegs in den Bereich der Bewegungssensoren tappen. Alarm würde ausgelöst, das Licht eingeschaltet. Die Überwachungskameras filmten. Bewaffnete Sicherheitsleute hätten ihn auf ihren Monitoren. Sie würden ausschwärmen. Selbst wenn er von seiner Compoundarmbrust, einer präzisen Waffe aus Leichtmetall, Kunststoff und Kohlefasern, deren Bogenenden mit

Lenkrollen für die Sehne bestückt sind, wodurch eine größere Hebelwirkung erzeugt wird – also selbst dann, wenn er von dieser Waffe Gebrauch machte, säße er dennoch in der Falle.

Noch während er an all das denkt, arbeiten seine Hände wie von einer äußeren Kraft gelenkt. Eines seiner beiden Picksets hat nun die passende Antwort auf eine weitere verschlossene Türe.

Dahinter schraubt sich eine steinerne Wendeltreppe zum Dachboden. Oben angekommen hält der schwarze Mann inne. Er lauscht . . . Nichts.

Eine hölzerne Klappe. Überraschenderweise nicht verriegelt. Er schlüpft durch. Modriger Geruch schlägt ihm entgegen. Ein schwacher Lichtschein dringt durch ein Dachfenster herein. Stirnlampe ausschalten, abnehmen, einstecken.

Die Gesichtsmaske ist mittlerweile feucht von seinem Schweiß. Das Bild am Rücken ist sperrig. Beim Gang über die Wendeltreppe haben die Ecken der Kunststoffhalterung die staubigen Seitenwände da und dort gestreift und dabei strichförmige Spuren hinterlassen.

Auf dem Dachboden stehen wuchtige Schränke aus dunklem Holz. Deren Inhalt könnte von längst vergangenen Epochen erzählen. Die Dachbalken verleihen dem Raum etwas Drückendes. An einer Stelle versperrt ein Haufen alter Schindeln die Sicht. Dem Mann mit dem Bild am Rücken ist, als verspüre er einen Luftzug. Ein grober Mantel hängt an einem in die Wand getriebenen Nagel. Darunter stehen Männerstiefel. Kommt jemand regelmäßig hier herauf? Ist da vielleicht sogar jemand? Der Mantel. Die Stiefel . . .

Die schwarze Gestalt bleibt stehen. Regungslos. Eingefroren. Wie zuvor im Depot. Wie eine Statue mit einer Maske, deren Sehschlitz ein angestrengt umherblickendes Augenpaar freigibt. Die Zeit verrinnt nicht mehr, sie tropft nur noch durch den unbekanntes Raum, zäh wie Harz, zäh wie das zuvor mit den Händen zu durchdringende Innere der Truhe.

Nach zwei Minuten und der unbestätigten Überzeugung doch allein hier oben zu sein löst sich die Statue von ihrem Standort und schleicht zu dem Dachfenster.

Es ist verriegelt, aber nicht versperrt. Und es ist undicht. Er öffnet es vorsichtig und spürt sogleich eine frische Brise. Der Luftzug von vorher – er ist offenbar von hier gekommen.

Mit geschmeidigen, zugleich kraftvollen Bewegungen klettert der Maskierte nach draußen, auf das schräge Kupferdach. Von hier oben erlaubt er sich einen Blick über die Metropole. Lichterketten markieren den Verlauf der großen Straßen. Die Aussicht ist berauschend.

Die im Scheinwerferlicht strahlende Kuppel des Petersdoms; Rom, die ewige Stadt.

Nun greift der Kletterer zu einem Wurfhaken, Leichtmetalllegierung. Vorsichtig klappt er dessen Krallenarme aus. Dann befestigt er ein Seil an dem Haken und setzt ihn am Rahmen der Dachluke an. Das Ding muss ordentlich sitzen. Gleich wird das Leben eines Menschen daran hängen. Sein Leben. Halten die Krallen nicht, gibt es nur eine Konsequenz: einen Sturz vom Dach des Museums auf das nackte Pflaster.

Er wirft einen Blick über die Schulter in Richtung Dachende und atmet tief durch. Die Überquerung der kupfergrünen Dachschräge muss schnell gehen. Da oben kann man ihn von weitem sehen.

Handschuhhände umfassen das Seil an dem vierarmigen Haken. Ziehen an ihm, erst leicht, dann erhöhen sie die Zugkraft. Zwei Krallen dringen in das alte Holz des Fensterrahmens ein. Es knirscht. Noch ein kurzer Blick über die Schulter und los geht's, rückwärts über das Dach. Die Hände am Seil. Dieses ist straff gespannt. Schnell ist die mit einer steinernen Einfriedung versehene Dachkante erreicht. Der Maskierte zählt bis drei. Bei drei geht es aus einer Höhe, die einem dreistöckigen Wohnhaus entspricht, in schwindelerregendem Tempo entlang der braunroten Steinfassade abwärts. Das Seil surrt, der Boden kommt rasch näher. Plötzlich ist es hell.

Das Licht der Schweinwerfer ist gnadenlos.

Noch grässlicher ist der Ton der Sirene. Penetrant. Durchdringend. Er zerreißt die Stille. Er vernichtet sie geradezu.

Der Mann am Seil hat den Alarm ausgelöst.

(...)

1. Kapitel

Der Auftraggeber

„Willkommen!“

Keine Erwiderung.

Stille.

„Willkommen in meinem Domizil, sehr verehrte Madame! Ich hoffe, Sie haben eine angenehme Reise gehabt.“

Die Worte verhallen im Raum.

Monsieur M. ist aufgeregt. Das kommt selten vor. Wenn es so ist, redet er mehr als sonst und drückt sich hochgestochen oder überschwänglich aus.

„Sie werden sich schnell an Paris gewöhnen, Madame.“

Als ob er dies selbst nicht ganz glauben könne, fragt er nach: „Sie sind doch nicht traurig, weil Sie Rom verlassen mussten?“

Noch immer keine Reaktion. Aber er lässt sich nicht beirren.

„Vermutlich hängen Sie nicht übermäßig an der ewigen Stadt. Bestimmt sind Sie einst dorthin gebracht worden, ohne dass Sie vorher gefragt wurden. War es nicht so?“

Jetzt hilft Monsieur M. ein bisschen nach, neigt den Kopf ein kleines Stück nach vorne und sieht der jungen Dame in die Augen.

Das nützt. Endlich. Sie antwortet.

Sie antwortet mit einem werdenden Lächeln.

Er ist erleichtert und lässt, wenn auch stockend, ein Zugeständnis folgen: „Gewiss, Ihre Reise zu mir erfolgte auch . . . nun ja, auch ich habe Sie nicht vorher gefragt, ob Sie nach Paris kommen wollen. Ob Ihnen der Ortswechsel recht ist. Dafür entschuldige ich mich. Pardon.“

Verlegen fügt er an: „Sie sind auf der Reise doch hoffentlich so behandelt worden, wie es einer Dame gebührt?“

Wieder diese subtile Antwort: der Hauch eines Lächelns, weich und dezent.

Monsieur M. hat nicht das Gefühl mit einem Gegenstand zu sprechen. Gewiss, ein Bild *ist* ein Gegenstand. Dennoch sieht er die Frau auf der Leinwand als eben solche. Und nicht als Objekt.

Ein Altbau am Montmartre. Ein herrschaftliches Gebäude. Die Fassade ist mit Jugendstildekor geschmückt.

Sein Appartement liegt im Dachgeschoß. Er schätzt es ganz oben zu sein. Die anderen unter sich zu haben. Alles zu überblicken.

Sein Arbeitszimmer ist ein kultivierter Ort. Alte Möbel, Gemälde, Bücher. Obgleich der Raum etwas Würdevolles hat, kommt er ohne Zwanghaftigkeit aus.

Allerdings gibt es schon etwas, nun ja, weniger Schönes. Die Apparaturen im hinteren, schmäleren Teil des Raumes; klobige Fremdkörper, die jeder Ästhetik entbehren und ganz und gar nicht hierher passen. Man würde sie eher in einem physikalischen oder in einem chemischen Labor vermuten. Hier wirken sie wie geheim gehaltene Alientechnologie.

Zurück in den vorderen Teil des Arbeitszimmers. Eine bis zum Plafond reichende Bücherwand tut sich auf. Die Bibliothek. Sie gibt Monsieur M. Rückhalt. Die Kunstbände, die Enzyklopädien, die Monografien, die Romane und die Sachbücher, die Prosa, die Lyrik und die Anthologien – sie kann er immer fragen. Die Bücher sind seine Freunde. Sie stehen ihm immer bei. Teils akkurat aufgereiht, teils ungeordnet übereinander liegend warten sie Tag und Nacht auf ihn. Wenn er nicht da ist, flüstern sie miteinander. Tauschen ihre Schätze aus, ergänzen einander, schließen Lücken. Aus ihren Inhalten bauen sie gemeinsam einen mächtigen Wissensturm. Wer davorsteht, weiß, dass er nichts weiß.

Sein Schreibtisch ist aus westindischem Mahagoni, Ahorn und Satinholz gefertigt. Ein prächtiges Möbelstück. Darauf erhebt sich ein Bücherstapel. Der besteht permanent, wechselt jedoch in seiner Zusammensetzung und damit in seinen Farbschichten. Je nach Buchrücken. Gegenwärtig dominieren Schwarz, dunkles und helles Blau, Moosgrün und zwei Noten eines rostigen Rots.

Vor der Buchrückenkulisse hält sich nun die Frau auf, die es von Rom nach Paris verschlagen hat.

Durch zwei hohe, mehrteilige Doppelfenster, beide halb geöffnet, fällt Sonnenlicht ein. Es streichelt den entblößten Körper der Unbekannten. Schmiegt sich an die weiblichen Formen.

Das Bild, das seit Jahrhunderten kein solches Hell erlebt hat, scheint die Energie der Sonne aufzunehmen. Es wirkt, als leuchte es von innen heraus.

Der Oberkörper der Frau, aus Sicht des Betrachters auf der linken Hälfte der Leinwand, wird von zwei großen, dunkelroten Polstern angehoben; ihr rechter Arm ist abgewinkelt, sodass sie sich auf diesen abstützen kann. Sie liegt auf weißem Tuch. Dieses nimmt den unteren Bildrand ein. Es weist viele Falten auf.

Sie ist jung – eher ein Mädchen als eine Dame. Ein Schleier bedeckt ihren Schoß. Ein blauer Schleier. Und es ist mehr eine Berührung als ein Bedecken.

Der Bewunderer ist nicht sicher, ob er den Schleier mag, unterbricht dieser doch die feingeschwungenen Umrisslinien des Körpers.

Zu der Szenerie gehört ein Garten. Man sieht ein Stück Wiese. Die wird durch ein Mäuerchen begrenzt. Der Hintergrund ist bukolisch. In der Ferne erhebt sich Hügelland. Mit Bauernhäusern, Kornspeichern, Scheunen, Mauern, Dächern und Bäumen. Und mit einer Mühle.

Monsieur M. ist ein Mann in den besten Jahren. Sein Äußeres hat etwas gemeinsam mit den Bildern, die er liebt. Wenn man ihn aus der richtigen Distanz betrachtet, ergibt sich eine Gesamtkomposition. Ein elegantes Arrangement. Nichts Zufälliges.

Er ist großgewachsen, hager, hat silbergrau meliertes Haar. Seine schmale, gerade Nase verleiht ihm etwas Aristokratisches.

Und da ist diese extravagante Nebenbeschäftigung. Er sammelt Kunstwerke. Seine Vorliebe gilt den Meistern der Renaissance.

Neun Bilder und zwei Skulpturen aus dieser Epoche hat er bereits zusammengetragen. Insgesamt elf Werke. Allesamt vortrefflich.

Die Beschaffung erfolgt meist „unkonventionell“. So drückt es Monsieur M. aus.

Käuflicher Erwerb scheitert oft daran, dass Vieles gar nicht zum Verkauf steht. Wenn er ein Werk gefunden hat, das er nicht kaufen kann, aber unbedingt haben muss, lässt er es nach Möglichkeit - stehlen.

Sieben der elf Schaustücke, sieben Bilder, das neue eingeschlossen, sind so in seinen Besitz gelangt.

Finanziell betrachtet besteht nicht viel Unterschied zu einem Kauf. Beide Varianten sind teuer. In der Vorbereitung jedoch - da ist die „unkonventionelle“ Beschaffung deutlich anspruchsvoller; geradezu komplex. Sie weist zwei Seiten auf. Eine innere und eine äußere. Beide sind mehrschichtig.

Die innere, die subjektive Seite verlangt die Fähigkeit zu staunen. Wer ein künstlerisches Werk nicht zu würdigen weiß, wird ein solches auch nicht unbedingt haben (wollen). Wer hingegen der Magie des Staunens ergeben ist, streckt seine Fühler aus. Zur Regung auf der inneren Seite gesellt sich ein Aktivwerden auf der äußeren Seite.

Wo soll man suchen? Überall! Aus der Erde wird der Planet der schönen Künste. Jede Weltgegend birgt ihre Schätze. Es genügt jedoch sich in der alten Welt umzusehen. Vor allem wenn es um Renaissancekunst geht.

Den Entdeckungen folgt eine Auslese. Dabei prüft Monsieur M., welche Werke in seine Sammlung passen könnten. Ist ein Ziel ausgemacht, lässt er eine Risikoanalyse vornehmen. Besteht nennenswertes bis hohes Risiko bei der Beschaffung erwirbt zu werden, wird das Vorhaben verworfen. Ist die Wahrscheinlichkeit eines Fehlschlags gering bis überschaubar, beginnt die Planung.

Wer plant, begehrt etwas. Begehren gehört wiederum zur inneren Seite der Tat. Es liegt eine Schicht tiefer als das Staunen.

Sein Pendant auf der äußeren, der objektiven Seite besteht darin, die notwendigen Vorkehrungen zu treffen.

Dies wiederum entfaltet eine Wechselwirkung. Es lässt das Begehren wachsen. Bis es so ausgeprägt ist wie ein Fötus im zehnten Monat. Dann ist die tiefste Schicht der subjektiven Seite erreicht.

Auf der objektiven Seite folgt die operative Phase. Die Beschaffung selbst.

Geht alles glatt, ist es ein vollendeter Coup. Bisher ist immer alles glatt gegangen.

Auch dieses Mal hat Monsieur M. alle Schichten durchmessen. Er ist dabei ruhig geblieben, wie es seiner Manier entspricht. Nur am Schluss ist ein bisschen Nervosität aufgekommen. Das ist verständlich. Schließlich hat er so lange in Ungewissheit verharren müssen, bis seine im Ozean der Begehrlichkeit treibende Beute das ihr zugedachte Ufer erreicht hat.

Das ist gerade eben geschehen. An diesem Sonntag, früh am Morgen. An diesem Sonntag Ende Oktober 2015 ist die Bestellung abgeliefert worden.

Niemand darf von dem neuen Bild wissen. Niemand darf von der Kollektion wissen. Mit einer Ausnahme. Eine unkonventionelle Beschaffung verlangt einen unkonventionellen Beschaffer. Einen solchen gibt es. Und er hat Monsieur M. noch nie enttäuscht. Auch diesmal nicht.

Der Beschaffer hat zuerst die obligate Risikoanalyse vorgenommen. Dabei hat er das Risiko ertappt zu werden als überschaubar eingestuft. Dann ist er ans Werk gegangen. Und das im doppelten Sinne des Wortes. Diesmal ist es knapp gewesen. Ziemlich knapp. Doch der Job in Rom ist erledigt worden. Auftragsgemäß. Professionell.

„Sie gestatten?“, fragt Monsieur M. höflich und legt das Oberteil seines Maßanzugs ab. Er hängt es über die Lehne des Schreibtischstuhls. Dieser ist ebenso wie der Prachtschreibtisch aus Mahagoni, Ahorn und Satinholz gearbeitet.

Das Mädchen mit dem blauen Schleier schweigt.

Indes legt sich die Aufgeregtheit des Sammlers.

Mit aufgeschlagenen Hemdsärmeln tritt er an das rechte der beiden Fenster. Die blassblaue Helligkeit des Himmels über Paris lässt ihn blinzeln. Schützend zieht sich seine Augenpartie zu Sehschlitzen zusammen. Fächerförmig angelegte Fältchen leiten sich von seinen Augwinkeln ab. Sein Blick schweift über die Dächer der Nachbarschaft. Er fühlt die Sonnenstrahlen auf seiner Haut. Riecht die Bäume, die unweit des Hauses stehen. Ihr Atem liegt noch in der Luft, obwohl diese schon einen Gutteil ihrer Blätter verloren haben.

Das metallische Klopfen eines über das Kopfsteinpflaster der Avenue Junot fahrenden Lieferwagens dringt bis hinauf zu seinem Arbeitszimmer, wird leiser. Und verhallt. Sonst geschieht nichts. Der Zustand am Montmartre gleicht jenem auf dem Bild: Es herrscht Frieden.

Ein Frieden in blassblau. Der Farbe des Himmels.

* * *

1100 Kilometer Luftlinie entfernt ist die Hölle los. Und es gibt weltweit keinen Ort, zu dem dieser Zustand weniger passt – als zum Vatikan.

Nach außen hin wird der Schein gewahrt. Man tut so, als herrsche selige Ruhe. Der in die italienische Hauptstadt eingebettete Kirchenstaat weiß, wie man Probleme von der Oberfläche verschwinden lässt. Darin hat er lange Erfahrung. Seit dem vierten Jahrhundert nach Christus. Seit Kaiser Konstantin.

Den realitätsüberdeckenden Schutzschirm liefern die Mythen von einem Reich im Himmel. Dem Reich eines Gottes, der als Vater, als Sohn und als Geist beschrieben wird.

Doch hinter den Kulissen rumort es gehörig. Der Angriff auf die päpstliche Kunstsammlung wirkt wie ein Stachel im Fleisch des klerikalen Machtzentrums.

Sogenannte Schläfer werden geweckt; Leute, die offiziell biedere Verwaltungsdienste tun, im Ernstfall aber als *Spione* eingesetzt werden.

Diese sollen ausschwärmen. An Orten auftauchen, an denen niemand mit ihnen rechnet. Gerüchte aufschnappen. Gespräche belauschen. Sie sollen Informanten und Kontaktleute abklappern; Details sammeln, die Rückschlüsse auf ein großes Ganzes zulassen; nach Anomalien suchen. Das uralte Spitzelnetzwerk des Vatikans. Seit Jahrhunderten gebiert und hütet es Geheimnisse aller Art.

Diplomaten werden aktiviert. Der Heilige Stuhl hat den ältesten diplomatischen Dienst der Welt. Als dieser offiziell verständigt wird, wissen die meisten Außenstellen bereits, worum es geht. Mäuler, die flüstern; Ohren, die mithören. Spione, Diplomaten – wer vermag zu unterscheiden?

Die *Gendarmeria Vaticana* arbeitet bereits an dem Fall.

Ausgewählte Leute der *Questura di Roma* werden von der Römischen Kurie, der Zentralverwaltung des Kirchenstaates, über den Anschlag auf Innenleben des Museums in Kenntnis gesetzt. Beamte, die dem Klerus so manche Großzügigkeit, so manchen Karrieresprung verdanken, solche, die man einschaltet, wenn die Zeit gekommen ist, um fällige Gegenleistungen einzufordern.

Zu guter Letzt wird ein *Detektiv* angeheuert. Ein Mann, der gut sein soll, den aber niemand so recht kennt. Einer, von dem es vage heißt, man treffe ihn nie in seinem Büro an. Einer, der dauernd unterwegs ist - wo auch immer auf dem Erdkreis.

Mit der Leitung des Einsatzes beauftragt die Kurie einen ebenso verschwiegenen wie eigenmächtigen Mann: *Kardinal Baldassare Divizio*, den Protektor der geheimen Bestände des vatikanischen Archivs. Einen Oberen, der sich in der Rolle des Verfolgers gefällt und als solcher eine Tugend mitbringt, die immer seltener wird: Geduld.

Allen Beteiligten ist der Ernst der Lage klar. Der Gegenschlag wird vorbereitet. Was abhandengekommen ist, muss und wird zurückgeholt werden.

(...)

Aus der alten Zeit, vor mehr als 600 Jahren

Das Geheimnis des Bildes

Kapitel I

Jacopo und der goldene Spiegel

Gottesmutter, heilige Madonna, ich bitte Dich, lass mich diesen Tag überstehen!

Venedig, anno 1414. Eine drückende Julinacht. Jacopo Bellini konnte nicht schlafen.

Er musste an den nächsten Tag denken. An den Tag, der alles entscheiden würde.

In der Dachkammer war es stickig. Und viel zu warm. Jacopo starrte in die Dunkelheit.

Alles, was er sah, war schwarz. Fieberhaft versuchte er sich vorzustellen, wie der Tag verlaufen könnte, der erste Arbeitstag in einer Werkstatt, einer Bottega.

Würde es überhaupt ein Arbeitstag werden? Oder würde er nach ein paar Stunden, vielleicht schon nach ein paar Minuten wieder gehen müssen? Würde er auf die Probe gestellt werden? Würde er malen müssen? Wenn ja, wäre er verloren. Er konnte nicht malen. Weder malen, noch zeichnen, noch skizzieren, nichts.

Ich weiß nicht, wie Bilder gemacht werden. Aber ich will es lernen. Ich will Lehrling werden.

Alles quälte ihn. Die Befürchtung, er könne sich als untauglich herausstellen. Die Wärme, die sich in der kleinen Kammer staute. Die konturlose Schwärze der Nacht, der letzten Nacht vor dem großen Tag.

Er stellte sich vor zu schreien, seine Zweifel herauszuschreien und dabei die über den Dächern liegende Stille zu zerreißen. Es blieb bei der Vorstellung. Denn es war einfach zu still um Lärm zu machen. Dafür war er auch viel zu schüchtern.

Wärme. Schwärze. Stille. Ihm war flau im Magen. Sein Nacken schmerzte. In seinem Kopf rumorte es. Doch seine Gedanken ließen sich nicht verscheuchen.

Was wird der Herr von mir erwarten? Er kann nicht von mir erwarten, dass ich schon alles kann. Ich bin doch ein Neuling. Unkundig durch und durch. Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen.

Aber er hatte sich in den Kopf gesetzt ein Artifex zu werden. Ein Handwerker der Künste.

Ich will meine Umgebung neu entstehen lassen. Alles um mich herum. Und mich selbst auch. Ich will die ganze Welt abbilden können.

Das war es, das ihn faszinierte: alles neu entstehen lassen zu können. Menschen, Tiere, Pflanzen, Häuser - Häuser mit stickigen Dachkammern, einfach alles. Schon mit Tagesanbruch könnte sein Malerleben beginnen. Das Ziel war nah. Und doch so fern. Endlich, als zwischen vierter und fünfter Stunde die Morgendämmerung die Finsternis der Julinacht wegschob, erhob sich der Venezianer von seiner speckigen, mit Stroh gefüllten Matratze. Ihm war schwindlig. Das Aufstehen kam ihm so mühsam vor, als wäre er ein gebrechlicher, alter Mann.

Jacopo war 14 Jahre alt. Er war nackt und er war verschwitzt, als er sich mit den Händen abgestandenes Wasser aus einer Schüssel ins Gesicht schaufelte. Die Schüssel stand auf einem roh gezimmerten Schemel an der Wand der knapp vier Meter langen und dreieinhalb Meter breiten, mit Ton gedeckten Dachkammer.

Kein Luftzug regte sich. Keine Laute des Wassers.

Das Meer. Manchmal war sein Schwappen zu hören, wenn es gegen die Mauern drängte. An diesem Morgen nicht. Nur das: Irgendwo in der Nachbarschaft gurrte eine Taube.

Das Wasser aus der Schüssel rann dem Burschen in dünnen Rinnsalen vom Gesicht über den Körper. Es tropfte auf den rauen Boden, wo es sich rasch in die staubtrockenen, unter Jacopos Bewegungen leise knarrenden Dielen verzog.

Er griff zu einer zweiten Schüssel, hielt diese zwischen seine Beine und urinierte hinein. Feine Spritzer stoben in alle Richtungen, solange der heiße Strahl kräftig blieb. Einige spürte der Bursche auf den Innenseiten seiner Oberschenkel.

Ein weißes Hemd mit bauschigen Ärmeln lag bereit. Jacopo zog es an. Es war sein einziges. Sein Vater hatte es ihm besorgt. Es war ihm um einiges zu groß. Er war einfach zu dünn für das Hemd.

Die eng anliegenden Beinkleider, die Calze, die er nun anzog – die passten. Sie waren aus schwarzem Stoff, der knapp unter den Knien mit sorgfältig genähten Bündeln abgesetzt war. Schwarze Strümpfe, sonst trug er nie Strümpfe, und schwarze, spitze Stoffschuhe machten die Garderobe komplett. Seine feine Garderobe für seinen großen Tag.

Auch ein schwarzes Wams hatte er sich am Vortag säuberlich bereitgelegt. Auf dieses verzichtete er. Mit gespreizten Fingern strich Jacopo mehrmals durch sein braunes, fast schulterlanges Haar, bis er das Gefühl hatte, dass es halbwegs ordentlich aussah. Sollte er nun die rostrote Haube aufsetzen? Die trug er gerne. Aber sie verstärkte die Hitze, statt sie abzuhalten. Nein. Auch die Haube blieb, wo sie war.

Durch die Dachluke, unter der bei Regen die Waschschüssel stand, um Wasser aufzunehmen, konnte Jacopo ein Stück Himmel sehen. Der Himmel war mittlerweile hellblau. Nur hellblau. Kein Wölkchen.

Zu hören war nun gar nichts mehr. Die Taube war verstummt.

Es roch nach Stroh und Holz. Und Urin.

Jacopos Vermieterin war eine humor- und zahnlose Witwe. Stets trug sie ein schwarzes Kopftuch und eine schwarze Schürze. Für gewöhnlich lauerte sie wie eine Spinne im Netz, ob Jacopo ungebetene Besucher ins Haus brachte. Für sie waren eigentlich alle Gäste ungebetene Gäste. Insbesondere „unzüchtige Frauen, die sich auf den Gassen herumtrieben“, wie sie immer keifte. Aber bisher hatte Jacopo noch nie Besuch gehabt.

Als ihr Mieter an jenem Morgen aus dem Haus schlich, schlief sie noch.

Zuallererst suchte der Jüngling eine nahe gelegene Backstube auf. An deren Tor konnte man Tag und Nacht klopfen. Das tat er nun. Nach einer halben Minute drang ein schnaubendes Geräusch nach außen; nach einer weiteren halben Minute öffnete die dicke Alte, auf die er gewartet hatte. Sie schien nie zu schlafen. Wann immer man Einlass begehrte, machte sie grußlos auf und sah einen abwartend an. Beim Anblick des Burschen wusste sie sogleich, was zu tun war. Luft vernehmlich durch ihre geschürzten Lippen ausblasend, deutete sie ihm einzutreten und machte kehrt. Jacopo blickte geistesabwesend auf ihren Hintern. Der war von einem hellen, langen Arbeitsrock bedeckt. Der Rock war fleckig, der Hintern von beeindruckender Größe. Bei jedem schlurfenden Schritt wurde dieses an Opulenz kaum zu übertreffende Gesäß auf die eine oder andere Seite geschoben. Bis die Alte in ihrem schmalen Gemäuer verschwunden war.

Der Geruch frischer Teigkruste. Jacopo blickte ratlos umher. Viel war nicht zu sehen. Nur zwei mehrfach geflickte Säcke Mehl, die auf Holzscheiten lagen und ein Kübel, randvoll mit Zwiebeln. In der Wartezeit zupfte er an seinem Hemd herum. Spürte, wie ihm der Schweiß über den Rücken rann.

Immer noch wortlos kehrte die Alte zurück. In der einen Hand hielt sie ein noch warmes Stück Weißbrot, in der anderen eine Inghistera, eine der typisch venezianischen Glasflaschen. Diese war halb gefüllt mit frischer Ziegenmilch.

Die warme, säuerliche Milch wollte sofort getrunken werden. Andernfalls hätte die Frau entweder die Flasche aus dem Haus geben - oder ihr Kunde hätte ein Gefäß zum Abfüllen dabei haben müssen. Ein solches hatte Jacopo nie mit. Warum auch? Wie gewohnt führte er die Inghistera an seine Lippen und trank sie mit einem Zug aus. Der Alten war anzusehen, dass sie sich derweil über seine eleganten Kleider wunderte. Sie sagte nichts. Stattdessen streckte sie die Hand nach der Flasche aus. Jacopo reichte sie ihr und bezahlte. Mit dem noch warmen Brot verließ er die Backstube.

Die Lagunenstadt war in Sechstel aufgeteilt. Er befand sich im Sestiere San Polo. Am westlichen Rand. Sein Ziel lag im Sestiere Castello, ganz im Osten. San Polo war eigentlich ein Inselchen. Es wurde von einem kleineren Kanal, dem Rio di San Polo, tangiert und war so wie seine Nachbarlande von der Schlaufe des großen Kanals, des Canalezzo, begrenzt.

Der nun mit Wegzehrung ausgestattete Bursche hatte sich in der Nacht den besten Weg durch den Kopf gehen lassen. Den beschrift er nun, den Blick nach vorne gerichtet. Die Fassaden der dem Meer entwachsenen Steinhäuser verschmolzen zu einem dekorativen Ganzen. Hier in den Calli, den schmalen Gassen, die ihm so vertraut waren und auf den Fondamente, den breiteren Straßen entlang der Flösschen und Kanäle, ließ es sich aushalten. Hier draußen zwischen Himmel und Meer war es angenehmer als in der Dachkammer. Das schon. Aber er sehnte sich nach ein bisschen Wind auf seiner Haut. Doch die Luft stand still.

Wo es möglich war, bewegte er sich im Schatten der auf Pfählen und Sandbänken errichteten Häuser, Palazzi und Kirchen. Neben einem zurückgelassenen Leiterwagen mit gebrochenem Rad stand ein schwarzweiß gescheckter Ziegenbock. Das Tier

musste seinem Besitzer entlaufen sein. Zuerst blickte es Jacopo fragend an. Dann folgte es ihm. Es suchte Anschluss. Ein lustiges Gespann. Ein Bursche mit weißem Hemd und schwarzem Beinkleid und ein Ziegenbock mit schwarzweißem Fell.

Jacopo erreichte den Canalezzo. Eine Hürde, die es zu bewältigen galt. Da stach ihm ein Frachtkahn ins Auge. Eine Caorlina.

Der Bootsführer, der Barcaruolo, löste gerade ein Tau von einem mit schmiedeeisernen Ringen belegten Pfahl. Jacopo erkundigte sich, ob die Caorlina übersetze oder am Kanal unterwegs sei. Der Angesprochene knurrte, dass er ans andere Ufer fahre. So als wisse das doch jeder.

„Darf ich mitfahren, auch wenn meine Kasse für den Fuhrlohn nicht reicht?“

Der Jüngling setzte eine inständig bittende Miene auf. Der Fährmann machte eine Handbewegung, als wolle er das Revers eine Herrenrocks mit spitzen Fingern nachzeichnen. Jacopo verstand. Wer so elegant gekleidet ist, muss Geld haben.

Widerwillig zog er einen Soldo aus der Hosentasche. Gierig streckte der andere seinen Arm aus. Der Jüngling übergab das Geldstück. Dabei bekam er die Ausdünstungen des Fährmannes ab. Dieser stank nach Zwiebel und Wein. Ungustiös. Die Münze in der Faust gab der Stinkende wieder ein Knurren von sich. Dann machte er ein paar Schritte auf den Ziegenbock zu, um das Tier an Bord zu holen.

„Das ist nicht nötig. Der gehört mir nicht. Der ist mir zugelaufen.“

Der Mann zuckte mit den Achseln. Der Bursche im feinen Zwirn sprang an Bord. Sie legten ab.

Drüben angekommen blickte der Passagier zurück. Der schwarzweiß Gescheckte stand immer noch dort. So als ob er annähme, sein neuer Herr würde ihn bald holen kommen.

Weitere Kanäle wollten überquert werden. Dies erledigte Jacopo aber nicht mehr per Boot. Er nahm die Brücken. Ein Zickzackkurs war das. Aber eine weitere Fahrt mit einer Caorlina konnte er sich wirklich nicht mehr leisten.

Wenn ich einmal Geld habe, kaufe ich mir eine Mascaréta. Dann kann ich fahren, wohin ich will.

Er liebte diese wendigen Boote. Man ruderte sie im Heck stehend, indem man die Riemen von sich wegdrückte.

Kurz vor sechs Uhr früh. Er traf im Sestiere Castello ein. Die Marinarezza, das Areal um den Hafen und die große Werft, ließ er hinter sich. Werftarbeiter, Arsenalotti, waren zu dieser Stunde auch schon auf den Beinen. Schließlich erreichte er den Río dei Giardini.

Kurzer Halt.

Sein Hemd lag nass am Rücken an. Mutlos stand er da und starrte ins Wasser. Es hatte seine Farbe verändert. Aus dem flachen Grau des ersten Dämmerlichts war das Grünblau eines sonnigen Morgens geworden. Auf den Kanälen nahm der Verkehr zu. Immer mehr Leute ruderten in ihren Sandoli zur Arbeit. Barken befördern Menschen und Waren.

Jacopo atmete durch. Seine Beine waren schwer. Doch er marschierte wieder los. Noch immer hielt er ein angebissenes Stück Brot in der Hand. Weil er keinen Bissen mehr hinunterbrachte, landete seine Frühmahlzeit mit einem helltönigen Klatschen im Fluss. Noch nie hatte er Brot weggeworfen. Jetzt trieb es langsam und traurig an der Wasseroberfläche dahin. Nicht lange. Eine Möwe schnappte sich das Essen, ehe ihre Artgenossen es erspähten. Und flog davon.

Er war fast an der richtigen Adresse. Die nächste Calle, die musste es sein. So war es. Nur noch ein paar Schritte. Dann war das Ziel erreicht.

Jacopo stand vor der Bottega des Meisters.

Sein Herz klopfte. Neben der Werkstatttür, deren Holz fast schwarz war, hing ein ausgefranstes Seil. Er zog daran. Das helle Geläut eines hinter der Türe angebrachten Glöckchens tönte nach draußen. Dadurch bemerkte der Ankömmling, dass die Tür gar nicht geschlossen war. Sie stand einen Spalt offen. Er wartete. Das Herzklopfen hielt an. Sein Mund war trocken. Er beugte er sich vor und sprach mit heiserer Stimme durch den Türspalt: „Meister, sind Sie, seid Ihr . . .“

Ich weiß nicht einmal, wie ich ihn anreden soll.

Nichts rührte sich. Hilfesuchend blickte er um sich. Die Calle war menschenleer. Zwei Hühner pickten vom Boden auf, was sie fanden. Das Federvieh kümmerte sich nicht um ihn. Er stand unschlüssig vor dem Türspalt. Zupfte sein verschwitztes Hemd zurecht. Niemand kam des Weges. Da waren nur die Hühner. Und die ignorierten ihn.

Jacopo wagte es. Die letzte Hürde. Er setzte seinen linken Fuß in die Tür. Drückte diese ein Stück weit auf. Und dann, zaghaft aber doch, tat er es. Jacopo trat ein.

(...)

2. Kapitel

Carla

(...)

Sie nahm den Lift. Der war in den restaurierten Altbau nachträglich eingebaut worden. Ein metallisches Surren begleitete die Fahrt. Die Kabine bot sogar eine Sitzgelegenheit. Die war mit speckigem Leder überzogen. Ältere Bewohner dieser anspruchsvollen Adresse nahmen deren Dienste dann und wann in Anspruch. Es roch entfernt nach kaltem Tabakrauch. Im

Dachgeschoß angekommen stoppte der Lift seine gemächliche Fahrt mit einem Ruckeln und gab dabei ein Stöhnen von sich, als würde ihn der senkrechte Weg anstrengen.

Mit dem Aufmarsch der Künstler war Montmartre zum Amüsierbezirk geraten. Zum Pfuhl süßer Laster. Dafür sorgte im Lauf der Jahre eine ganz andere Nationalversammlung, die der Tänzerinnen, Sternchen, Freudenmädchen, Halbweltdamen, Schausteller, Artisten und Gaukler.

Im Moulin Rouge wurde der Cancan erfunden. Kreischende Mädchen hoben zum vibrierenden Zweivierteltakt ihre Unterröcke. Die Cancan-Etablissements mussten eigene Aufseherinnen beschäftigen, die kontrollierten, ob die Damen die Schlitze ihrer Unterhosen zugenäht hatten, damit die Herren nicht auch noch die letzten Geheimnisse zu sehen bekamen.

Im Chat Noir verlegte man sich auf spöttische Gesellschaftskritik. Ein neues, ein belustigendes Genre war geboren: das Kabarett.

Ein Zaubertrank namens Absinth verwandelte bloße Existenz in pralles Leben. In pralles Nachtleben. Absinth, die grüne Fee. Sie ließ Wünsche wahr werden. Aus Sehnsucht wurde Lust. Aus Träumen wurden Delirien.

Umgeben vom Stammpersonal des Montmartre fühlte sich der kleinwüchsige Maler Henri Marie Raymond de Toulouse-Lautrec-Monfa wohler als in den Adelskreisen, denen er entstammte. Die Darstellerinnen, die die Szene zum Kochen brachten, sie waren seine Freundinnen. Sie waren es auch, die Toulouse-Lautrec in seinen Bildern und Lithografien schlaglichtartig festhielt. Die Gäste hingegen, die Gäste der Etablissements, Lebemänner und Lausbuben, Hedonisten und Parvenus, stellte er meist nur als schwarze Schatten dar.

Carla drückte die kalte Metalltüre des Fahrstuhls auf und trat hinaus in das vornehm-altertümliche Stiegenhaus. Eine Deckenleuchte, alt und mächtig, tat, was sie noch konnte. Sie lieferte mattes, vorsichtiges weiß-gelbes Licht. Ohne nach links oder rechts zu schauen steuerte die Besucherin dorthin, wo vor exakt 51 Minuten der Ruf hergekommen war. Sie durchschritt den schweigenden Flur, dessen Wände Augen und Ohren zu haben schienen. Nur der Hall ihrer Schritte begleitete sie. Dann war sie da.

Ohne zu zögern drückte sie den aus weißem Porzellan bestehenden Klingelknopf, der aus der Mitte einer handtellergroßen, nach außen gewölbten Messingfassung hervorlugte und sich ihr ungeduldig entgegen reckte.

Wenige Sekunden später wurde die Tür geöffnet.

Da war er wieder. Er.

Ein hagerer, hochgewachsener Herr, der ihr, als er so dastand, die Hand auf die Türklinke gelegt, besonders groß vorkam. Er blickte auf sie herab und lächelte ein Lächeln, das nichts verriet. Wie sonst auch bat er die Ankommende in sein intimes Refugium.

Der mit dunklen Parketten ausgelegte Vorraum. Linker Hand zwei Türen, die stets geschlossen waren. Hinter einer vermutete Carla eine Küche oder eine Vorratskammer. Der lange, fensterlose Gang, dessen rechte Seitenwand durch drei ebenfalls verschlossene Türen unterbrochen war.

Er ging voraus. Durchschritt diese Schleuse, als wäre er allein. Kein Umdrehen. Kein Wort. Doch sein Parfum, ein unaufdringlicher Herrenduft, der nichts Ordinäres an sich hatte, legte eine flüchtige, eine hauchfeine Geruchsspur. Nicht durchgehend, aber bei manchen Schritten konnte Carla diese wahrnehmen.

Sie kannte seinen Namen nicht. Niemand kannte seinen Namen.

Begab er sich in Gesellschaft (ein rares Ereignis, aber ein Ereignis), trat er ohne Begleitung auf. Wenn überhaupt, ließ er sich lediglich auf Smalltalk ein. Dabei machte er sich die verlässlich vorhandene Selbstbezogenheit der anderen zunutze. Seine Auftritte beendete er mit einem geräuschlosen Rückzug. Auch wache Geister erkannten meist erst dann, wenn er wieder verschwunden war, dass sie weder über seinen Beruf noch über sein Privatleben etwas erfahren hatten. Indessen saß er bereits in seiner schwarzen Limousine und ließ sich nach Hause fahren.

Beim ersten Mal hatte sie ihn nach seinem Vornamen gefragt. Nicht einmal diesen wollte er nennen. Er wich aus: „Ich bin . . . Monsieur M.“ Seine Antwort war nicht ernst gemeint. Dennoch nannte sie ihn seither so. Er hatte nichts dagegen.

Monsieur M. also.

Dann waren sie im Schlafzimmer.

Der heisere Klang eines Saxophons kam Carla aus unsichtbaren Verstärkerboxen entgegen. Sinnlich und träge.

Für ihren Geruchssinn war es hier einfacher. Es war nicht so unbestimmt wie draußen. Holzige, leicht süßliche Noten lagen in der Luft. Und auch Erinnerungen an Patchouli.

Das Zimmer wurde von *einem* Möbelstück dominiert. Vom Bett. Übergroß, von fast schwarzem Holz gerahmt. Das diesmal verwendete Bettzeug hatte dunkle und hellbeige Streifen. Der Stoff war wellig und warm.

Dem Bett gegenüber ruhte der zum Faulenzen einladende Diwan. Er gab mit dicken Stoffen in warmen, rostbraun-rötlichen Tönen die Farben einer Abenddämmerung wieder.

Die Kommode. Sie stand rechts an der Wand. Fast 200 Jahre alt, in Indonesien gefertigt. Auf ihr funkelten diesmal die Flammen gelber Kerzen. Sie wurden von einem Kerzenleuchter aus gebürstetem Metall gehalten.

Kerzenlicht, die Farben der Dämmerung, das Holz, der Duft. Diesen Raum betrat man nicht einfach. Man tauchte in ihn ein. Im selben Augenblick geriet alles andere zur Außenwelt.

Carla war wieder da. Doch sogleich hielt sie inne.

Wer ist das?

Eine neue Frau?! Ein Mädchen aus der Vergangenheit. Aus einer Zeit, die noch länger her ist als die Tage des Kanonendonners und des Gewehrfeuers. Eine nackte Frau, deren weiblichste Stelle mit einem blauen Schleier bedeckt ist.

Da hing ein Bild im Schlafzimmer. Ein neues Bild.

(...)